

# Wie die Welt retten? Erst mal Bäume pflanzen

**Karriere** Schon mit neun Jahren interessiert sich Felix Finkbeiner fürs Weltklima. Jetzt ist er 17 und ein bekannter Aktivist. *Von Mirko Weber*

**T**utzing am Starnberger See hat eine ziemlich hohe Porsche- und Daimler-Dichte auf den Straßen. Dazu viele Frauen, die noch mehr Hunde ausführen. Und dann gibt es die Evangelische Akademie. Ansonsten ist Tutzing ein oberbayerisches Luxusdorf mit Discountern. Wenn Felix Finkbeiner aus dem Büro der „Plant for the Planet“-Stiftung schaut, sieht er hinterm Parkplatz einen der Mächtigen. Was geht da in ihm vor, bitte?

„Na ja“, sagt Felix Finkbeiner: „Es ist nicht so, dass wir dieselben Werte hätten.“ Aber er wolle auch nicht das Unternehmen verteufeln. „Wir bräuchten einfach andere Gesetze, die das regeln“, setzt er hinzu, und wenn man sich die Antwort öfter als einmal durch den Kopf gehen lässt, erkennt man ein Grundprinzip nicht nur der Rhetorik dieses 17-jährigen Abiturienten wieder. Er hält sich nur kurz damit auf, wie etwas ist. Stattdessen sagt er gleich, wie es sein sollte. Mit einem Wort: gerechter – also, die Welt. Weniger Kinderarmut, mehr Bildungschancen, weniger Autos, die zu viel Benzin verbrauchen, mehr Wahlrechte für alle, die auf dem Papier noch nicht erwachsen sind. Und genug zu essen für alle. „Große Sachen“, sagt Finkbeiner. Bereits mit neun

Jahren, als alles anfing, hat er gewusst, dass es große Sachen sind. Und dann klein begonnen: „Mit Bäume pflanzen.“

Zu der Zeit, also 2007, hält Finkbeiner, geboren in München und aufgewachsen in Pähl am Ammersee (wo der Fußballer Thomas Müller herkommt), ein Referat über Klimaerwärmung. Was er wirklich will, innerlich – und so denkt der ein oder andere ja schon mit neun – ist „Eisbären retten“. Eisbären waren nun mal seine Lieblingstiere.

Etwas retten zu wollen scheint in der Familie zu liegen. Der Vater, Frithjof Finkbeiner, ein Unternehmer, ist zu der Zeit unter anderem beteiligt am Entwurf zu einem „Global Marshall Plan“ des Club of Rome. Doch die Leute fliegen auf den Sohn, nicht auf den Vater, und als der Sohn, beraten vom Vater und dem Vorbild der kenianischen Friedensnobelpreisträgerin Wangari Maathai folgend, damit anfängt, Bäume zu pflanzen, werden es schnell mehr – Bäume und Menschen. 2010 sind

eine Million Bäume gepflanzt und Felix Finkbeiner, der so gar nicht auf den Mund gefallen ist, hat bis hin zu Fürst Albert von Monaco, Kofi Annan und Al Gore jede Menge prominente Förderer.

Über 10 000 Kinder und Jugendliche in fünfzig Ländern stehen bis heute hinter Finkbeiners Idee, 13 Milliarden Bäume sind gepflanzt, pausenlos werden „Youth Summits“ vorbereitet, der nächste in Tutzing, kurz vor dem G-7-Gipfel in Elmau.

Finkbeiner hat vor der UN-Vollversammlung geredet, nebenher die „gute Schokolade“ erfunden (fair und klimaneutral, für fünf Tafeln gibt es einen neuen Baum) und hielt auch Günther Jauch den Mund zu („Stop talking. Start planting“). Vor allem aber hat er durchgehalten. Siebzehn ist er jetzt, kurz vor dem Abi. Warum er das alles macht? „Wir sind“, sagt Finkbeiner nicht unpathetisch, „die letzte Generation, die entscheidet, ob wir untergehen oder weiterleben.“

Wegen solcher und ähnlicher Aussagen, nicht zuletzt als Kanzelredner auf Einladung der Tutzinger Akademie in der Münchner Erlöserkirche (Vorgänger Joachim Gauck, Nachredner Andreas Voßkuh-

le), hat Felix Finkbeiner, hochdekoriert inzwischen mit der Bayerischen Staatsmedaille, dem Hamburger Sozial-Oskar und dem Deutschen Kulturpreis, medial auch Gegenwind bekommen. Was ihn nie aus dem Takt brachte. „Die Sache trägt mich“, sagt er. Fünfzehn Mitarbeiter im Büro setzen sich ein. Vollzeit. Zwanzig Schultage im Jahr durfte er verpassen, wenn er weltweit unterwegs war, und auch an echten Freunden, sagt Felix Finkbeiner, der mit seinen Eltern mittlerweile in einem alten Bahnhof in Uffing am Staffelsee wohnt, habe es nie gemangelt: „Kein Sorge. Als Aktiver in der B-Jugend hat man mehr zu tun.“

Nach dem Abitur geht er in die USA. Nicht, weil der amerikanische Traum noch funktioniere, „ganz im Gegenteil“, sondern um „internationale Beziehungen zu studieren, Wirtschaft vielleicht noch“, und die Welt wird jedenfalls nicht zum letzten Mal gehört haben von Felix Finkbeiner.

Dass ihm die „Reader's Digest“-Chefredakteure, das als Magazin immer noch in 17 Sprachen erscheint, den Preis „Europäer des Jahres“ verliehen haben, freut Finkbeiner. Aufmerksamkeit ist immer gut. „Reader's Digest“ haben Finkbeiners gleichwohl nie im Abo gehabt. „Vielleicht die Großeltern“, sagt Finkbeiner. Zur Erinnerung: mit „Reader's Digest“ kam vor Jahrzehnten auch in kleinere Haushalte ein wenig die große Welt, und sie wurde verkauft, als sei sie eins und für alle da. Als Illusion.



Der Abiturient Felix Finkbeiner wird in Stuttgart als „Europäer des Jahres“ geehrt. Foto: StZ